

NECRO  PHOBIA

MEISTER DER ANGST

BAND 3

Zart wie Babyhaut

Herausgegeben von Frank Festa

FESTA

Eine Festa Originalausgabe
© dieser Ausgabe 2010 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Markus Mayer
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-077-7

INHALT

F. Paul Wilson: <i>Zart wie Babyhaut</i>	7
David Case: <i>Unter Wölfen</i>	21
Brett McBean: <i>Genie eines kranken Geistes</i>	89
Walter De La Mare: <i>Der Spiegel</i>	103
Brian Lumley: <i>Fruchtkörper</i>	117
Mary E. Counselman: <i>Die drei markierten Pennys</i>	153
Frederick Cowles: <i>Das Haus der Tänzerin</i>	165
Karl E. Wagner: <i>Das Bildnis des Jonathan Collins</i>	181
Simon Clark: <i>Die außergewöhnlichen Grenzen der Finsternis</i>	205
Robert Bloch: <i>Das Geheimnis der Gruft</i>	231
Greg F. Gifune: <i>Vollendete Vergangenheit</i>	241
Manuel Komroff: <i>Du willst also nicht reden!</i>	259
Fritz Leiber: <i>Der Phantommörder</i>	269
Chet Williamson: <i>Ameisen</i>	293
Graham Masterton: <i>Der Junge von Ballyhooly</i>	299
Jeffrey Thomas: <i>Die Kellergötter</i>	329

Mort Castle: <i>Nimm meine Hand, mein Sohn</i>	351
Carlton Mellick III: <i>Porno im August</i>	365
F. Paul Wilson: <i>Weich</i>	389
<i>Ein letztes Flüstern des Herausgebers ...</i>	407



Denise machte es nichts aus, dass der Januarwind ihr in der Fifth Avenue in den Rücken blies, als sie die 57th Street überquerte. Ihr liebster Ort auf der ganzen Welt war Manhattan, ihr liebster Zeitvertreib das Shoppen, und wenn sie hier in der Innenstadt shoppen ging, war das der Himmel auf Erden.

Bei der Bordsteinkante blieb Denise stehen, drehte sich um und starrte einer burschikosen Blondine nach, die gerade an ihr vorbeigegangen war. Sie konnte es kaum glauben.

»Helene? Helene Ryder, bist du das?«

Die Blondine drehte sich um. In ihren Augen leuchtete Wiedererkennen auf.

»Oh mein Gott, Denise! Dass ich dich hier treffe! Wie lang ist es jetzt her?«

Sie umarmten sich und küssten in die Luft.

»Oh, ich weiß nicht«, antwortete Denise. »Sechs Monate?«

»Aber mindestens! Was machst du in der Stadt?«

»Ich gehe shoppen«, antwortete Denise. »Ich bin auf der Jagd nach Accessoires.«

»Ich auch. Wo willst du hin?«

»Im Moment suche ich eigentlich was, wo ich meine Füße ausruhen und einen Happen essen kann. Ich hab' das Mittagessen ausgelassen und verhungere gleich.«

»Klingt gut.« Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. Eine Piaget mit Diamanten, wie Denise bemerkte. »Im Waldorf ist jetzt *tea time*. Wir können ja dorthin.«

»Wundervoll!«

Während der holprigen Taxifahrt die Park Avenue entlang musterte Denise ihre Freundin Helene gründlich und beeindruckt. Ihr blondes Haar war kurz und modisch ver-

wuschelt; der Mantel aus Merinowolle, der Pullover aus Kamelhaar und der kurze Rock aus Wolle und Kaschmir sahen schwer nach Bergdorfs und I. Magnin aus.

Erstaunlich, was alles passieren konnte, wenn der Ehemann eine große Beförderung erhielt. Dann konnte man von Fairfield nach Greenwich ziehen und sich all die kleinen Sächelchen kaufen, die das Herz begehrt.

Nicht, dass Helene nicht schon immer Stil gehabt hätte. Es war nur so, dass sie es sich nun leisten konnte, sich so zu kleiden, wie sie und Denise es sich immer gewünscht hatten.

Denise wartete nach wie vor darauf, dass dieser Wunsch sich für sie erfüllte. Ihr Brian hatte nicht ganz den Ehrgeiz von Helenes Mann Harry. Er brachte sich immer noch gern bei Bürgerinitiativen und in der Kirche ein. Das war in gewisser Weise ja auch gut. Dadurch konnte er mehr Zeit daheim mit ihr und den Zwillingen verbringen. Der Nachteil jedoch war, dass sie nicht immer über die Mittel verfügte, sich etwas zu kaufen, wenn sie es brauchte. Als Folge daraus hatte Denise ihre Einkaufstalente derart weiterentwickelt, dass sie dafür den schwarzen Gürtel verdient hätte. Indem sie Augen und Ohren immer offen hielt, wohlüberlegt zugriff und ihre Einkäufe auf die Minute genau plante – wie jetzt zum Beispiel im Winterschlussverkauf –, gelang es ihr, beinahe so stilvoll auszusehen wie Helene mit ihrer wesentlich praller gefüllten Handtasche.

Apropos Handtasche: Denise konnte den Blick von Helenes nicht abwenden. Sie war aus weichem, seidigem, goldbraunem Leder, das im Licht des Nachmittags, das durch die rußigen Fenster des Taxis einfiel, zu glühen schien, und passte perfekt zu der Farbgebung ihres Outfits. Sie fragte sich, ob Helene die Tasche zur Kleidung oder die Kleidung zur Tasche ausgewählt hatte. Sie tippte auf Letzteres. Die Tasche war exquisit; besonders die Vernähung faszinierte sie mit ihrer scheinbar willkürlichen Verknüpfung seltsam geformter Einzelteile. Doch es war vor allem das Material

selbst, das ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie verspürte den Drang, die Tasche zu berühren, doch sie hielt sich zurück.

Später. Sie würde Helene beim Tee einfach fragen.

Wie sie da so mit Helene auf einer Sitzbank an der Wand im Restaurant Peacock Alley im Waldorf saß, am Tee nippte und von den Petits Fours vom Tablett auf dem Tisch knabberte, fühlte Denise sich wie ein Teil des internationalen Jetsets. Der Raum war vom Flüstern exotischer Dialekte und fremdartiger Vokale erfüllt. Fast jede Nationalität war hier vertreten – am stärksten der Ferne Osten –, und alle waren piekfein gekleidet. Die Anzüge der Männer stammten entweder von Armani oder Bill Blass, und einige der Frauen übertrafen sogar Helene. Denise kam sich fast schäbig vor.

Und doch ... diese Handtasche von Helene, die zwischen ihnen beiden auf dem Sofa lag. Sie konnte dem Drang, sie zu streicheln, kaum widerstehen, konnte die Augen nicht von ihr lassen.

»Ist sie nicht wunderschön?«, fragte Helene.

»Hmmm?«, machte Denise, peinlich berührt, dass sie dabei ertappt worden war. Sie fragte sich, ob man ihr den Neid ansah. »Die Tasche? Oh ja. Ich glaube, ich habe so eine noch nie gesehen.«

»Das würde mich auch schwer wundern«, sagte Helene. Sie schob die Tasche in Denises Richtung. »Sieh sie dir mal an.«

Weich. Das war das Erste, was Denise auffiel, als sie die Tasche nahm. Das Leder war so weich wie eine Mischung aus Seide und Daunen, als sie mit den Fingern über die gesteppte Oberfläche strich. Sie nahm die Tasche auf den Schoß. Es raubte ihr fast den Atem.

»Ähm ... äußerst ungewöhnlich, nicht wahr?«, brachte sie nach einem Augenblick hervor.

»Nein. Nicht so ungewöhnlich. Ich habe hier drin schon ein paar andere gesehen.«

»Wirklich?« Denise hatte so im Bann von Helenes Tasche gestanden, dass sie den anderen keine Beachtung geschenkt hatte. Das entsprach ihr sonst gar nicht. »Wo?«

Helene neigte den Kopf nach links. »Gleich da drüben. Zwei Tische weiter, die mit der marineblauen Bluse und den passenden Leggings.«

Denise sah sie. Eine Japanerin, die die Tasche auf dem Kaffeetisch vor sich stehen hatte. Ihr Exemplar war schwarz, doch die Vernähung war unverkennbar. Denise sah sich im Raum um und bemerkte eine weitere, dieses Mal von tiefem Kaffeebraun. Und sie bemerkte noch etwas – nämlich, dass diese Taschen den am besten angezogenen Frauen im Raum gehörten. Unter all den wunderschön gekleideten Menschen hier im Peacock Alley waren es die Frauen, die solche Taschen trugen, die sich von den anderen abhoben, weil sie bei der Zusammenstellung ihrer Kleider besonderes Flair und besonderen Stil bewiesen.

Denise wusste in diesem Moment, dass sie auch so eine besitzen musste. Es war egal, wie viel sie kosten mochte – dies war das Accessoire, nach dem sie gesucht hatte, das I-Tüpfelchen, das sie von anderen unterscheiden und sie auf eine höhere Modeebene heben würde.

Die Japanerin stand auf und ging vorüber. Auf dem Weg warf sie einen Blick auf Denise. Ihre Augen wanderten auf die Tasche in Denises Schoß, und sie lächelte und nickte. Denise gelang es, das Lächeln zu erwidern.

Was war das denn? Es war, als bildeten die Frauen mit diesen Taschen so eine Art Klub. Ganz gleich, wie hoch der Mitgliedsbeitrag war, Denise wollte dazugehören.

Helene lächelte wissend, als Denise sie wieder anblickte.

»Ich weiß, was du gerade denkst«, sagte Helene in singendem Tonfall.

»Ach, wirklich?«

»Mm-mh. ›Wo kriege ich eine her?‹ Hab' ich recht?«

Sie hatte. Aber Denise wollte es nicht zugeben. Sie hasste es, wenn sie so leicht zu durchschauen war.

»Ich hab' mich eigentlich gerade gefragt, was für eine Art Leder es wohl ist.«

Helenes Gesichtsausdruck umwölkte sich leicht. »Ach, du weißt es nicht?« Sie machte eine Pause, dann: »Das ist Fötenleder.«

»*Fötenleder*? Was soll das denn sein?« Und dann wurde Denise bewusst, was Helene da gesagt hatte. »Oh ... mein ... Gott!«

»Aber Denise –«

Fötenleder! Sie hatte schon davon gehört, hätte aber nie geglaubt, es je zu sehen, geschweige denn zu berühren, hätte sich nie *träumen* lassen, dass Helene so etwas kaufen würde. Ihre Kehle schnürte sich zu.

»Ich glaub's einfach nicht!«, erwiderte Denise und stellte die Tasche zurück auf das Sofa. Sie warf Helene einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Schau mich nicht so an. Es ist ja nicht so, als hätte ich ein Verbrechen begangen oder so was.«

»Wie konntest du das tun, Helene?«

»Sieh sie dir doch an«, sagte Helene und hob die Tasche hoch. »Wie hätte ich es *nicht* tun können?«

Denises Blick wurde erneut von dem Goldschimmer des Leders gefangen genommen. Sie spürte, wie ihre Empörung langsam zusammenschmolz.

»Aber das ist doch Menschenhaut!«, stammelte sie, um sich selbst an diese grausige Tatsache zu erinnern und es endlich laut auszusprechen.

»Nein, keine *Menschenhaut* ... jedenfalls nicht laut dem Obersten Gerichtshof.«

»Mir doch egal, was diese alten Furzköpfe sagen; es ist und bleibt Menschenhaut!«

Helene schüttelte den Kopf. »Haut von *Föten*, Denise. Von Abtreibungen. Und es ist legal. Wären Föten von Rechts wegen Menschen, dürfte man sie nicht abtreiben. Und so hat der Oberste Gerichtshof schließlich entscheiden müssen, dass man ihre Haut verwenden kann.«

»Ich weiß das alles, Helene.«

Wer wüsste nicht vom Fall *Ranieri gegen Verlaine*? Er hatte im ganzen Land Wellen der Empörung ausgelöst – ach, auf der ganzen Welt! In Denises Kirchengemeinde hatte sich eine Gruppe gebildet, um nach Washington zu fahren und dort zu protestieren. Und wenn sie sich recht entsann –

»Helene, du warst doch mit mir auf der Pennsylvania Avenue, um gegen das Urteil zu demonstrieren! Wie konntest du –?«

Helene zuckte die Achseln. »Dinge ändern sich eben. Ich bin immer noch gegen Abtreibungen, aber seit wir aus Fairfield weggezogen sind und ich den Kontakt zu unserer alten Kirchengruppe verloren habe, denke ich nicht mehr darüber nach. Unsere neuen Freunde stehen nicht auf so was, und so habe ich, nun, angefangen, mich mit anderen Dingen zu beschäftigen.«

»Schön und gut, Helene, aber wie kann dich das dazu verleiten, *so etwas ...*« – sie zeigte auf die Tasche, und Gott weiß, sie wollte noch immer mit den Händen darüberstreichen – »... zu kaufen!«

»Ich habe eine gesehen. Wir waren auf einen Empfang eingeladen – eine Benefizgeschichte für Obdachlose, glaube ich. Ich lernte dort eine Frau kennen, die eine hatte. Ich habe mich gleich verliebt. Ich überlegte hin und her, hatte Schuldgefühle, weil ich eine wollte, aber letzten Endes bin ich losgezogen und habe mir eine gekauft.« Sie strahlte Denise an. »Und, glaube mir, ich habe es nicht bereut.«

»Mein Gott, Helene.«

»Sie sind bereits tot, Denise. Ich halte nicht mehr von Abtreibungen als du, aber es ist legal, und das wird sich wohl auch nicht ändern. Und so lange es legal ist, werden diese armen kleinen Wesen Tag für Tag, Woche für Woche getötet, zu Hunderten, Tausenden, Millionen. Wir haben darüber keine Kontrolle. Und wenn wir Accessoires aus Fötenhaut kaufen, wird sich daran so oder so nichts ändern. Sie sind bereits tot.«

Denise konnte Helene in dieser Sache nicht widersprechen. Ja, sie waren bereits tot, und dagegen konnte niemand etwas tun. Aber ...

»Aber wo verkauft man dieses Zeug?«, fragte Denise. »Ich habe diese Taschen noch nie in einem Schaufenster oder in der Werbung gesehen.«

»Oh, man findet es in allen besseren Läden, aber man geht sehr diskret damit um. Die sind ja nicht blöd. Fötenleder mag legal sein, aber es ist nicht unumstritten. Niemand möchte Ärger, niemand möchte Szenen provozieren. Ich meine, kannst du dir vorstellen, wie eine Horde frommer Hausfrauen aus St. Paul's durchs Bergdorf's marschiert? Ich meine, *wirklich*.«

Denise musste lächeln. Ja, das wäre ein seltsamer Anblick.

»Ich glaube, es wäre wie mit den Anti-Pelz-Kampagnen.«

»Schlimmer noch.« Helene beugte sich näher heran. »Und weißt du, warum diese Irren gegen Pelze sind? Weil sie nie einen Pelzmantel hatten. Das ist der pure Neid. Aber Fötenleder? Fötenleder hat mit Mutterschaft und Apfelkuchen zu tun. Es wird sehr lange dauern, bis die Massen sich an Fötenleder gewöhnt haben. Bis dahin wird der Markt sehr klein und exklusiv bleiben. Sehr exklusiv.«

Denise nickte. *Exklusiv*. Trotz ihrer Erziehung und ihrer Ansichten sehnte sich etwas in ihr danach, diesem kleinen, exklusiven Markt anzugehören. Und dafür hasste sie sich.

»Ist es sehr teuer?«

Helene nickte. »Vor allem diese Farbe«, sagte sie und streichelte ihre Tasche. »Es ist von Hand genäht. Kein Exemplar gleicht dem anderen.«

»Und wo hast du deine gekauft?«

Helene starrte sie prüfend an. »Du hast doch nicht etwa vor, Ärger zu machen, oder?«

»Oh, nein. Nein, natürlich nicht. Ich möchte nur mal schauen. Ich bin ... neugierig.«

Mehr von dem prüfenden Blick. Denise hätte sich am liebsten hinter dem Sofa versteckt.

»Du willst auch eine, stimmt's?«

»Auf keinen Fall! Vielleicht ist das irgendwie morbide, aber ich bin neugierig, was sie sonst noch so aus ... Fötelleder machen.«

»Nun gut«, sagte Helene, und Denise fiel auf, dass Helene nie *nun gut* gesagt hatte, als sie noch in Fairfield wohnte. »Geh zu Blume's – in der Fifth Avenue, ganz in der Nähe von Gucci.«

»Das kenne ich.«

»Frag nach Rolf. Wenn du ihn siehst, sag ihm, du wärst an einigen seiner besseren Accessoires interessiert. Merk dir das: ›bessere Accessoires‹. Dann weiß er, wonach du suchst.«

Denise ging dreimal an Blume's vorüber, und jedes Mal sagte sie sich, dass sie besser weitergehen, sich ein Taxi zum Bahnhof nehmen und dann zurück nach Fairfield fahren sollte. Doch irgendetwas zwang sie dazu, sich umzudrehen und noch einmal an der Boutique vorbeizugehen. Nur einmal noch. Beim vierten Mal schlüpfte sie in die Öffnung der Drehtür und wurde in einen warmen, hell beleuchteten Innenraum ausgespioniert.

Was konnte es schon schaden, sich einfach mal umzuschauen?

Als Rolf auftauchte, erinnerte er sie an einen Mächtigeren-Rudolph-Valentino – spindeldürr in seinem schwarzen Nadelstreifenanzug mit nach hinten gelbemtem schwarzem Haar und einem wie mit Filzstift gezeichneten Oberlippenbart. Er war gute zehn Jahre jünger und nur wenige Zentimeter größer als Denise; er hatte feine, unruhige Hände, lebendige Augen und eine kaum vernehmbare Stimme.

Rolf musterte Denise sorgfältig von oben bis unten, nachdem sie ihm das Codewort gesagt hatte, und streckte den Arm dann nach rechts.

»Selbstverständlich. Hier entlang, bitte.«

Er führte sie in den hinteren Teil der Boutique, durch einen engen Korridor hindurch und dann durch eine Glas-

tür in einen kleinen, schummrig beleuchteten Verkaufsraum. Denise war umgeben von Glasvitrinen voller Handtaschen, Gürtel, sogar Uhrenbänder. Alles aus Fötenleder.

»Die Schreibweise haben wir von dem alten medizinischen Begriff übernommen«, sagte Rolf, als er die Tür hinter sich schloss.

»Ach, wirklich?« Sie bemerkte, dass er das Wort selbst gar nicht aussprach: *Fötenleder*.

»Nun ... was darf ich Ihnen zeigen?«

»Kann ich mich ein wenig umsehen?«

»*Mais oui*. Nehmen Sie sich ruhig Zeit.«

Denise schlenderte die Gänge entlang, inspizierte die Vitrinenreihen und all die unterschiedlichen Artikel, die sie enthielten. Ihr fiel etwas auf: Fast alle waren sie schwarz oder sehr dunkel.

»Die Tasche, die meine Freundin mir gezeigt hat, war heller.«

»Ah ja. Es tut mir leid, aber die weißen sind derzeit vergriffen. Die sind immer zuerst weg, verstehen Sie.«

»Nein, sie war nicht weiß. Sie war eher von einem blassen Goldbraun.«

»Ja. Wir nennen das weiß. Es wird ja schließlich aus weißer Rohhaut gefertigt. Die ist relativ selten.«

»Rohhaut?«

Er lächelte. »Ja. So nennen wir das ... Material.«

Das Material: weißes Fötenleder.

»Haben Sie vielleicht auch Exemplare ohne Steppnaht? Etwas, das ein wenig glatter aussieht?«

»Ich fürchte, nein. Ich meine, Sie müssen verstehen, dass die Natur des Rohmaterials selbst uns dazu zwingt, mit kleinen Stücken zu arbeiten.« Er machte eine umfassende Handbewegung. »Beachten Sie auch, dass es keine Handschuhe gibt. Keiner der Hersteller möchte mit dem Vorwurf konfrontiert werden, Kinderhandschuhe zu machen.«

Rolf lächelte. Denise konnte ihn nur anstarren.

Er räusperte sich. »Ein Branchenwitz.«

Kleine Stücke.

Rohhaut.

Kinderhandschuhe.

Mit einem Mal wollte sie davonrennen, doch sie hielt sich zurück. Der Drang ließ nach.

Rolf nahm eine Handtasche aus einer Vitrine. Sie war von einem helleren Braun als die übrigen, aber immer noch beträchtlich dunkler als Helenes.

»Viele Kunden bevorzugen diesen Farbton. Sie hat einen vernünftigen Preis. Ein Import aus Indien.«

»Import? Ich hätte gedacht, es gäbe genug davon hier in den Vereinigten Staaten.«

Er seufzte. »Das wäre der Fall, wenn die Menschen nicht so provinziell wären, was eine Herausgabe der Rohhäute angeht. Die Gerbereien bezahlen einen guten Preis dafür. Manche Leute kann ich einfach nicht verstehen. Jedenfalls müssen wir aus der Dritten Welt importieren. Indien ist ein großer Lieferant.«

Denise nahm eine andere, kleinere Tasche von ähnlicher Farbe. So weich, so geschmeidig, genau wie Helenes.

»Auch aus Indien?«

»Ja, aber diese hier ist ein wenig teurer. Sie ist männlich.«
Sie sah ihn fragend an.

»In Indien werden kaum Jungs abgetrieben«, sagte er.
»Nur Mädchen. Im Verhältnis 2000 zu 1.«

Denise stellte die Tasche ab und nahm ein ähnliches Modell, tintenschwarz. Das würde so viele ihrer Ensembles perfekt unterstreichen.

»Und das hier ist –«

»Bitte erzählen Sie mir nichts davon«, bat Denise. »Ich will nur den Preis wissen.«

Er sagte ihr. Sie unterdrückte den Drang, scharf einzuatmen. Das entsprach ungefähr der Gesamtsumme, die sie für all ihre Modeschnäppchen beiseitegelegt hatte. Für einen einzigen Artikel. War es das wert?

Sie griff in ihre alte Tasche, eine Fendi, die jetzt schäbig

wirkte, und zückte ihre goldene MasterCard. Rolf lächelte und nahm sie ihr aus den Fingern.

Minuten später war sie wieder unter Krethi und Plethi in der Haupteinkaufsgegend, doch sie gehörte nicht mehr zu ihnen. Sie war an einem Ort gewesen, wo die alle nicht hinkonnten, und das verlieh ihr ein ganz besonderes Gefühl.

Denise hatte, bevor sie das Geschäft verlassen hatte, ihre Fendi-Tasche in eine Plastiktüte gesteckt, und nun hing die neue Fötenleder-Tasche um ihren Arm. Der Pförtner hatte ihr ein breites Lächeln geschenkt, als er sie auf den Bürgersteig entlassen hatte.

Der Nachmittag erstarb, und ein kalter Wind kam auf. Sie stand im schwindenden Licht, der Wind peitschte sie wie mit eisigen Klingen, und mit einem Mal fühlte sie sich schrecklich.

Ich schleppe eine Tasche mit mir herum, die aus der Haut eines ungeborenen Kindes gemacht ist.

Warum? Warum hatte sie sie gekauft? Was hatte sie dazu gebracht, so viel Geld für ein derart morbides ... *Artefakt* auszugeben? Denn genau das war es – kein Accessoire, sondern ein Artefakt.

Sie öffnete die Plastiktüte und tauschte die neue Fötenleder-Tasche wieder gegen ihre altvertraute Fendi. Sie wollte mit der anderen nicht gesehen werden.

Und Brian! Großer Gott, wie sollte sie das bloß Brian beibringen?

»Was?«

Brian sprach sonst nie mit vollem Mund. Dazu hatte er viel zu gute Manieren. Aber Denise hatte ihm gerade von Helenes Tasche erzählt, und im selben Moment ging sein mit Essen gefüllter Mund auf, während er sie mit großen Augen anstarrte.

»Brian, bitte, mach den Mund zu.«

Er schluckte. »*Helene?* Helene hat etwas aus Menschenhaut?«

... keine Menschenhaut ... jedenfalls nicht laut dem Obersten Gerichtshof ...

»Es heißt *Fötenleder*, Brian.«

»Ich weiß verdammt gut, wie es heißt! Sie können es meinetwegen auch Mousse au Chocolat nennen, aber dann ist es immer noch Menschenhaut. Sie geben dem Zeug einen komischen Namen, damit sie nicht ganz so wie ein Haufen Nazis aussehen, wenn sie es verkaufen! Helene – wie konnte sie nur?«

... sie sind bereits tot, Denise ...

Brians Tonfall wurde immer ätzender. Denise hatte fast das Gefühl, er rede über sie.

»Ich glaube das einfach nicht! Was ist denn in die gefahren? Der eine tötet ein ungeborenes Kind, und der andere macht aus der Haut des armen Wesens eine Handtasche! Und das von Helene, ausgerechnet! Mein Gott, wird man etwa so, wenn man eine dicke Gehaltserhöhung bekommt und nach Greenwich zieht?«

Brian schimpfte immer weiter, doch Denise hörte ihm kaum noch zu. Gott sei Dank hatte sie genügend Umsicht besessen, ihm nichts von ihrer eigenen Tasche zu sagen. Er wäre vor Wut geplatzt.

Ohne Zweifel. Sie würde diese Tasche zurückgeben, sobald sie wieder in der Stadt war.

Denise stand vor Blume's und fand die Vorstellung schrecklich, Rolf in diesem winzigen Verkaufsraum gegenüberzustehen und ihm ihre *Fötenleder*-Tasche, ihre wunderschöne *Fötenleder*-Tasche zurückzugeben.

Sie nahm sie aus der Einkaufsstüte und starrte sie an. Exquisit. Seltsam, wie ein wenig Zeit zum Nachdenken eine Einstellung umkehren konnte. Der Ekel, der sie direkt nach dem Kauf überwältigt hatte, war abgeklungen. Das lag vielleicht daran, dass sie in der vergangenen Woche jeden Tag – mehrere Male pro Tag, um ehrlich zu sein – die Tasche hervorgenommen und betrachtet und gehalten und liebkost

hatte. Unweigerlich war die Tasche in ihrer wahren Schönheit erstrahlt und hatte sie in den Bann gezogen. Ihre anfängliche Bezauberung war wieder in den Vordergrund getreten.

Doch der Reiz der Tasche ging über ihre bloße Schönheit hinaus. Diese Art von Accessoire sagte etwas aus. Was genau, dessen war sie nicht sicher. Aber sie erkannte ein mutiges Fashion-Statement, wenn sie eines sah. Das hier allerdings war ein Statement, für das ihr doch die Nerven fehlten. Jedenfalls in Fairfield. Hier in der Stadt war alles so anders. Die kosmopolitische Atmosphäre gestattete es der Elite, ihre Fötenleder-Sachen offen zu zeigen – das gefiel ihr. Hier könnte sie total *in* sein. In Fairfield jedoch wäre sie damit ziemlich *out* – und vor allem bei ihr zu Hause.

Kleingeister. Was wussten die schon von Mode? In ein paar Jahren würden sie alle so etwas kaufen. Im Moment trugen es nur die Vorreiter. Und für ein paar Augenblicke war sie ein Mitglied dieses besonderen Klubs gewesen. Jetzt wollte sie ihren Austritt erklären.

Als sie sich umdrehte, um in die Boutique zu gehen, hielt eine Mercedes-Stretchlimousine in der Einfahrt neben ihr. Der Chauffeur hüpfte heraus und öffnete die Tür. Eine gut gebaute Brünette, die in etwa das Alter von Denise hatte, kam heraus. Sie trug einen dunkelgrauen, kurzen Mantel aus Lamawolle und Ziegenleder über einem Catsuit aus Kreppjersey mit langen Ärmeln. In der Hand hielt sie einen schwarzen Greifbeutel mit der unverwechselbaren Fötenleder-Steppnaht. Ihr Blick streifte Denises neue Handtasche und kehrte dann zu ihrem Gesicht zurück. Sie lächelte. Nicht bloß das höfliche Lächeln einer Fremden auf der Straße, sondern ein warmherziges Lächeln mit der Aussage: ›Wir beide haben den gleichen guten Geschmack.«

Als Denise das Lächeln erwiderte, schmolzen alle ihre Zweifel dahin, als hätte es sie nie gegeben. Plötzlich wusste sie, dass sie im Recht war. Sie wusste, was wirklich von Bedeutung war, was wichtig war, wie man modemäßig drauf sein musste.

Und Brian? Wer sagte, dass Brian irgendetwas davon wissen musste? Was wusste er denn überhaupt über Mode?

Denise drehte sich um und schlenderte die Fifth Avenue entlang, und ihre neue Fötenleder-Tasche baumelte an ihrem Arm, auf dass die ganze Welt sie sehen mochte.

Vergiss die anderen einfach. Sie fühlte sich gut damit, als wäre sie *jemand*. Was sonst zählte?

Sie würde wirklich darauf bestehen müssen, öfter in die Stadt zu fahren.

Originaltitel: ›Foet‹.

© 1991 by F. Paul Wilson.

Aus dem Amerikanischen von Andreas Diesel.



Die Morde hatten etwas an sich, das über jedes Grauen hinausging. Natürlich ist jeder Mord entsetzlich, aber man erkennt Zusammenhänge, man versteht Motive, sieht Provokationen und Umstände, und man kann objektiv begreifen, wodurch ein Mensch zu einem Mord getrieben werden kann. Ich glaube, ein wenig Einblick in die finsternen Gemüter von Menschen zu haben, die aus Profitgier morden. Ich kann die fehlgeleitete Gewalt logisch betrachten, die aus Hass und Rachsucht entspringt, kann Mitleid mit der Reue eines Mörders aufbringen, der hilflos von unbekanntem Strömen fortgerissen wird. Und, wenn auch schauernd, kann ich sogar die wirren Verzweigungen des Gehirns eines Irren verstehen, die sich in Verstümmelungen widerspiegeln, oder die wahnsinnige Angst vor Strafe, die einen Sexualverbrecher dazu treibt, sein unschuldiges Opfer zu töten, sobald er seine Lust befriedigt hat. All diese Dinge sind furchtbar, aber man kann sie begreifen – sie sind nichts als eine Verzerrung normaler menschlicher Gefühle wie Ehrgeiz, Leidenschaft und Gier – eine Übersteigerung von Bedürfnissen, die alle Menschen haben und die die meisten im tiefsten Kerker des Unterbewusstseins gefangen halten, gefesselt durch menschliche Empfindungen. Manchmal – allzu oft – schütteln diese dunklen Bedürfnisse ihre Fesseln ab, brechen wütend aus ihrem Kerker hervor und verfolgen ihre Beute. Dann treiben sie ihre vormaligen Kerkermeister zur Gewalt, und das Verbrechen wird begangen. Aber diese Morde waren irgendwie anders. Sie ließen auf Gefühle schließen, die jenseits von Motiven wie Wut und Angst lagen, sogar jenseits von dem, was wir nach unserem heutigen Verständnis als Wahnsinn bezeichnen. Es musste ein Irrer gewesen sein,

daran bestand kaum ein Zweifel. Kein gesundes Gehirn konnte solche Verbrechen ersinnen, keine normale Kreatur konnte sie begangen haben. Und doch – wie soll ich es ausdrücken? –, was diese Morde so extrem grauenhaft machte, war die Tatsache, dass sie so vollkommen *natürlich* erschienen ...

Es war reiner Zufall, dass ich erheblich mehr über diese Verbrechen wusste als der Durchschnittsbürger – dass ich sozusagen von Anfang an dabei war. Denn die Leichenhalle gehörte zu dem Museum, in dem ich meinen Forschungsarbeiten nachging. Das Museum war der Universität angegliedert, und das Leichenhaus befand sich im Flügel der medizinischen Fakultät. Diese Regelung war eigentlich sehr praktisch. Medizinstudenten brauchen Leichen, und nicht identifizierte Leichen, auf die niemand Anspruch erhebt, landen im Leichenhaus. Und zum Wohl des medizinischen Fortschritts – aber ich habe nicht die Absicht, moralische Betrachtungen zu diesem Punkt anzustellen. Manche Dinge werden eben gemacht, manchmal sind sie notwendig, und eine vollendete Tatsache ist eine Tatsache und sonst nichts. Ich erwähne sie nur, um sozusagen das räumliche Umfeld für meine zufällige und unwesentliche Verwicklung in die Angelegenheit zu erklären – eine Verwicklung, die, wie ich zugeben muss, mehr auf meine morbide Neugier als auf edlere Motive zurückzuführen war. Ich bin schließlich Wissenschaftler, und so ist es selbstverständlich, dass ein Verhalten meine Neugier weckt, das nicht in das natürliche Muster passt, das in unerforschten Regionen des Meeres der Gefühle dahintreibt und sich den Gezeiten und Strömungen der Gesellschaft entzieht.

Ich war bereits seit längerer Zeit mit meiner Forschung beschäftigt gewesen – erheblich länger, als ich ursprünglich geplant hatte, denn es liegt in der Natur des Forschens, dass es aus sich selbst heraus wächst, sich ausdehnt und aus den ursprünglichen Wurzeln seltsame, verirrte Schösslinge treibt. Die natürliche Folge davon war, dass ich viele Menschen

kennengelernt hatte, die etwas mit dem Museum und der Universität und damit auch mit dem Leichenhaus zu tun hatten. Ich machte die Bekanntschaft von Detective Inspector Grand vom Morddezernat und von Doktor Ramsey, der die Autopsien für die Polizei durchführte. Mit Ramsey hatte sich sogar ein Arrangement ergeben. Wir hatten festgestellt, dass unsere Wohnungen nicht weit voneinander entfernt im gleichen Stadtviertel lagen, und nach einiger Zeit fuhren wir abwechselnd mit meinem oder seinem Auto gemeinsam in die Stadt, um den Verkehr zu entlasten und die Parkprobleme auf dem Campus zu verringern. Er erwies sich als interessanter und kongenialer Mann, und das Arrangement war sehr befriedigend. Unsere Bekanntschaft wurde immer enger, auch wenn wir nicht wirklich Freunde waren. Und Ramsey war auch indirekt der Anlass dafür, dass ich die erste Leiche zu sehen bekam ...

An diesem Tag war ich an der Reihe zu fahren. Ich verließ die Museumsbibliothek und ging durch den Campus zur medizinischen Fakultät. Es war ein schöner Herbsttag, leuchtende Blätter schwebten wie bunte Boote auf einer sanften Brise dahin. Junge Paare wanderten Hand in Hand über die Rasenflächen, Studenten lagerten im Windschatten der Eichen und Ulmen und sprachen von Philosophie und Liebe. Es war eine erfreuliche Szene mit einem Hauch von Nostalgie – keine Umgebung, in der man eine Begegnung mit dem Grauen erwarten würde. Ich betrat das Gebäude der medizinischen Fakultät und eilte durch hallende Korridore zu Ramseys Büro. Er war nicht da, und seine Sekretärin teilte mir mit, er sei in die Leichenhalle gerufen worden. Sie rümpfte die Nase, als sie das Wort aussprach, und ich konnte ihr keinen Vorwurf deshalb machen. Mir war die Leichenhalle ebenso unangenehm. Sie war wirklich kein Ort, an dem man einen schönen Herbsttag verbringen wollte. Dennoch ging ich die Treppe hinunter, einen Korridor entlang und betrat das Vorzimmer, einen unfreundlichen Raum mit gefliestem Fußboden, einer Rampe, die auf

Straßenniveau hinaufführte, und einer großen Metalltür. Ambulanzen und Leichenwagen fuhren diese Rampe hinunter, um ihre tote Fracht auszuladen und dann erleichtert ins Sonnenlicht zurückzukehren. Es war ein Ort trostloser Stille und düsterer Vorahnungen. Aber am schlimmsten war für mich der Geruch – dieser scharfe, antiseptische Geruch. Gibt es irgendeinen Geruch, der mehr an Verfall und Verwesung erinnert, als der von Desinfektionsmitteln? Er dringt bis zum innersten Zentrum der Empfindungen vor und weckt Gedanken an das Wesen des Todes – und mehr noch, an alles, was das Leben niemals gekannt hat. Der Geruch nach Verwesung und Krankheit ist abscheulich, aber natürlich, Desinfektionsmittel stinken nach Sterilität. Dieser Gestank umgab mich wie ein morbider Nebel und dämpfte das Geräusch meiner Schritte auf den Fliesen.

Vor dem Glaskasten des Pförtners blieb ich stehen.

Der Mann sah zögernd von der Horrorgeschichte auf, die er gerade las, erkannte mich und nickte mir zu. Noch im Nicken senkte er die Augen wieder auf seinen Roman und frönte schon wieder seinem Vergnügen, als er mich durchwinkte. Ich ging weiter in den Autopsieraum, wo Doktor Ramsey gerade seine Hände über dem Ausguss wusch. Sein weißer Kittel war mit dunklen Flecken bedeckt. Er rieb die Hände gegeneinander, sodass sie aussahen wie zwei kämpfende Schlangen im Seifenschaum.

In der Mitte des Raumes befand sich ein Tisch, auf dem eine zugedeckte Gestalt lag. Ramsey blickte mit ernstem Gesicht auf. Ich ging auf ihn zu, wobei ich einen großen Bogen um den Tisch machte.

»Dauert es noch lange?«, fragte ich ihn.

»Nein. Die Autopsie ist beendet. Ich warte nur noch auf Grant. Wegen der Identifizierung.« An der Art, wie er das sagte, war zu erkennen, dass er diesen Teil der Sache verabscheute. Vielleicht verabscheute er sogar die ganze Angelegenheit. Er zog den blutbefleckten Kittel aus und stopfte ihn in den Wäschebehälter.

»Sie müssen das Blut nicht zu sehen bekommen«, erklärte er. »Manchmal reagieren die Verwandten stärker auf den Anblick des Blutes auf dem Kittel als auf den Anblick der Leiche.«

»Ist es ein Unfall gewesen?«

»Das war kein Unfall.«

Ich sah ihn an, und er zuckte die Achseln.

»Der Mann wurde erwürgt.«

»Ach darum Inspektor Grant vom Morddezernat.«

»Genau.«

»Ich warte draußen.«

Ramsey nickte.

»Ja, ein unangenehmer Fall. Die einzige Verwandte ist eine Nichte. Jung, nehme ich an. Ich hoffe, sie standen sich nicht zu nah. Es ist immer schlimm, wenn das der Fall ist. Und so sinnlos.«

Ich hob die Augenbrauen.

»Wir wissen, wer der Mann war. Es besteht keinerlei Zweifel. Aber die Vorschriften verlangen eine Identifizierung durch einen Verwandten. Es ist komisch, dass die Behörden bei der Suche nach dem Schuldigen immer die Unschuldigen bestrafen. Aber vielleicht ist es auch gar nicht komisch.«

»Vielleicht eher bezeichnend.«

»Vielleicht«, erwiderte er und lächelte traurig. Ich wandte mich zum Gehen, aber gerade in diesem Augenblick kam Grant am Glaskasten vorbei hereingestapft, gefolgt von einem uniformierten Polizisten und einem Mädchen. Grants Gesicht war gefasst, und der Polizist sah streng aus. Das Mädchen war sehr jung und schaute sich mit großen Augen im Raum um. Sie schien sich zu fürchten, vielleicht vor der Autorität. Sie war ziemlich hübsch – jedenfalls hübsch genug, um den Pförtner zu veranlassen, sich von der Ersatzbefriedigung loszureißen, die ihm sein Roman bot, und ihr Hinterteil zu mustern. Seine Reaktion erschien mir ausgesprochen passend für den Pförtner einer Leichenhalle. Aber ich ärgerte mich auch darüber. Andererseits war er jung und hatte viele